

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 10

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman
[Fortsetzung]
Autor: Flückiger, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rütli

6

«Du musst du schon den Gregorianu selber fragen. Der wird sich schon herausziehen ...»

«Sich selber, ja ...» Wohlwend senkte den Kopf. «Er ist jetzt in Paris, nicht wahr?»

«Ja.»

«Ich kann nicht zu ihm gehen, Sichler!» Wieder putzte Wohlwend an seinen Gläsern herum. Ein flehender Ton schwang in seiner Stimme mit, als er sagte: «Ich bin dem allem nicht gewachsen, Sichler. Ich kann es einfach nicht ... ich kann nicht zu Gregorianu gehen! Wenn es herauskommt, dass ich ... dass ich ihn kenne ... dann wird es auch herauskommen, dass ich ihm verpflichtet bin ... und dann, ja, dann bin ich erledigt. Mein ganzes Lebenswerk! Sichler! Du musst zu ihm gehen. Du hast doch auch einen Schuh drin. Und tiefer als ich! Du hast das Geld genommen, ich habe es nur für den Hilfsverein aufbewahrt und weitergegeben ... ich habe keinen Rappen für mich behalten!»

«Natürlich hast du das nicht! Der Louis Wohlwend tut so was nicht! Der Louis Wohlwend ist ein redlicher Bursch! Strebsam, fleissig! Er übt einen erhebenden Einfluss auf seine Umgebung aus! Er ist zu Grosseem berufen! Man darf ihm seine Chance im Leben nicht nehmen! Erinner dich das an etwas?»

Wohlwend sah zu Boden. Er fühlte den Blick des andern auf sich ruhen und errötete. Ein Vierteljahrhundert war es her, dass sein Hauptlehrer im Gymnasium ihn so verteidigt hatte ... Was hätte er aus seinem Leben gemacht, wenn Sichler nicht sein Nachbarsbub gewesen, wenn er nicht mit ihm zur Schule gegangen wäre? Wenn er Sichler nicht mit den Schulaufgaben geholfen hätte? Wenn er nicht Sichlers Ehrgeiz aufgesta-

chelt hätte, so dass dieser trotz des Widerstandes, ja offenen Hohns eines engstirnigen Vaters mit ihm das Gymnasium bezog? Wenn er, ein schwächlicher und (es war nicht die Stunde, sich etwas vorzulügen) verängstigter Junge, nicht so sehr den Schutz des gewandten und kräftigen, aber streitsüchtigen und wilden Sichler gebraucht hätte? «Du hast den Kopf und ich die Faust», hatte Sichler einmal gesagt, und es war wie ein Bündnis gewesen zwischen ihnen. Wohlwend fielen die Studien leicht — allzuleicht, sagte der Deutschlehrer, wenn er einen seiner glatten Aufsätze ablieferte, die allzu geschickt gerade das traf, was der Lehrer hören wollte. «Allzuleicht, er hat kein Rückgrat», das hatte er gesagt, als er bei der Affäre über Wohlwend aussagte. Aber die andern Lehrer hatten ihn in Schutz genommen. Mochte er dagegewesen sein bei dieser unerquicklichen Sache. Er hatte ja nur zugeschaut! Er hatte nicht mitgehauen! Einen so ausgezeichneten Schüler deswegen zu chassieren, das ging doch nicht an! Dass Sichler gehen musste, das war allen klar — er hätte nie zugelassen werden dürfen. Es war gut, wenn die Schule den Sichler los wurde — dann würde auch Wohlwend noch besser arbeiten. Man konnte etwas erwarten von ihm, er würde Ehre einlegen für die Schule.

Scham und Zorn stiegen hoch in ihm, wenn er sich an die «Affäre» erinnerte. Sichlers Streitsucht hatte damals einen neuen Vorwand gefunden: er war ein «Radikaler» geworden. Das hiess vor allem, dass die «Roten» zu Boden geschlagen werden mussten. Die «Roten» waren nicht nur die Nachbarsbuben, die zu den Roten Falken gehörten. «Rot» war jeder, gegen den Sichler jene Abneigung empfand, die sich bei ihm so leicht in blinden Hass verwandelte. Wohlwend hatte diese Verwandlung oft beobachtet — mit Angst halb, und halb mit einer Bewunderung, deren Verwerflichkeit er wohl erkannte, deren Faszination er sich aber nicht zu entziehen vermochte.

Die «Affäre» ... das war, als ein Junge, ein «Roter», einmal einen Vortrag gehalten hatte. Worüber nur? Klassenbewusstsein in der Jugend? So etwas wohl ... Er erinnerte sich nur, dass Sichler daraufhin beschlossen hatte, dem würde er es jetzt geben. Er hatte noch ein paar Jungens aus der Nachbarschaft zu «Radikalen» gemacht. Wohlwend hatte diese Entwicklung spöttisch und vorsichtig beiseitestehend verfolgt. Er war der einzige, dessen Spott Sichler ertragen konnte — vielleicht weil er die heimliche Bewunderung ahnte, die darunter lag. Die «Radikalen» hatten es dem

armen Teufel denn auch gegeben: sie hatten ihn in einen abgelegenen Schuppen des Industriequartiers verschleppt und halb tot geprügelt. Wohlwend hatte nicht zu den Radikalen gehört. Nein, er hatte nicht mitgeprügelt! Aber er hatte sich überreden lassen, mitzugehen. Oder nein, Sichler hatte ihn überrumpelt, denn er hatte nicht gewusst, was geschehen würde! Aber hatte er es nicht halb, oder mehr als halb, gewusst?

Als die Sache hochkam, wurde auch Wohlwend vor den Rektor geladen. War er wirklich feige gewesen? War es nicht die volle Wahrheit, wenn er dem Rektor erklärte, er hätte nicht mitgeprügelt — ja, er hätte die «Radikalen» zurückzuhalten versucht? Er hatte es versucht!

Nun — Sichler war chassiert worden. Wohlwend blieb. Aber er würde nicht vergessen, wie Sichler ihn ansah, als sie zusammen vor dem Rektor und den Lehrern zur Rede gestellt wurden, diese sich für ihn einsetzten und der Rektor ihn aufforderte, nochmals den Hergang zu berichten. Er hatte es tun müssen. Vom Gymnasium chassiert zu werden, war nicht nur eine Schande, es war auch eine Verdammung zur Armut, aus der er sich durch die Schule herausarbeiten musste. Er durfte nicht chassiert werden! Und er hatte Sichler nicht verraten. Er hatte nur die Wahrheit berichtet, die ohnehin bekannt war.

«Das sind so alte Dinge . . . Kannst du nie was vergessen?» murmelte er.

«Es mögen alte Dinge sein für dich, Wohlwend. Aber kann ich sie vergessen, wenn sie mein ganzes Leben bestimmt haben? Ich wäre nie nach Frankreich davongelaufen, wenn ich nicht chassiert worden wäre. Und ich wäre nie mit Gregorianu zusammengekommen.»

«Aber ich konnte doch nichts dafür!»

«Gewiss nicht. Du hast es nur immer verstanden, dich herauszureden. Du hast es immer so viel geschickter angefangen. Du hast deine Hände nie schmutzig gemacht. Du hast immer Handschuhe angezogen, wenn es schmutzig zu werden drohte. Du hast Almonds Geld nicht genommen, und du hast es auch einfach nicht zur Kenntnis genommen, dass du mit dem Hilfsverein für Gregorianu den Hehler gespielt hat. Und du hattest auch nichts dagegen, seine Hilfe zur Gründung deines Blättchens anzunehmen . . .»

«Das Geld kam von Rigot!»

«Das meiste sicher. Aber dein Anteil, ohne den du überhaupt nichts hättest anfangen können — kam er nicht von Gregorianu? Und woher kam

Rigot? Dieser hochnäsige Grossbürger hätte dich nie auch nur angeschaut, wenn nicht Gregorianu seine Beziehungen hätte spielen lassen. Und wie wir in Paris lebten — hast du kein Geld von Gregorianu genommen? Aber nein! Natürlich nicht! Nie und nimmermehr würde der Herr Doktor Wohlwend so etwas tun! Dazu ist er viel zu solide und senkrecht in seinen Anschauungen. Er lässt sich das Geld von mir geben, einem alten Schulfreund. Das ist doch so viel rührender, als es unmittelbar aus den Händen eines Hochstaplers zu nehmen!»

Sichler ging mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab. Aufs Fenster zu — dann stand sein Gesicht scharf in der Abendhelle; vom Fenster weg — dann klang seine Stimme zornig aus dem Dunkel.

«Und jetzt . . . nun, wir sitzen mal wieder in der Patsche. Es könnte herauskommen, dass man nicht ganz so sauber ist ums Nierenstück. Es könnte herauskommen, dass zum Beispiel die grosse Kampagne für eine Liberalisierung der Flüchtlingspolitik nicht nur im Namen der Menschlichkeit geführt wurde, sondern auch, so ganz nebenbei, den Absichten Gregorianus diene, der hoffte, ein paar Leute mehr herumschubsen und seine Hände auf ein paar eingefrorene Millionen mehr zu legen.»

«Das ist nicht wahr!»

«Ach, das ist nicht wahr. Natürlich . . . das habe ich ganz vergessen. Du wusstest so etwas selbstverständlich nicht. Du bist doch das arme missbrauchte Unschuldslamm und hast bloss zugeschaut und nur so von der Seite her, ohne es zu wollen, mitgemacht!»

«Hör auf mit dem!» Wohlwend zwang sich, ruhig zu sprechen. «Ich muss dem jungen Rigot einen Bescheid geben, und zwar bald. Ich kann ihn nur auf Levelu verweisen und nur behaupten, dass ich Levelu eben aufs Wort glaubte und unbeschränktes Vertrauen zu ihm hegte. Das ist schon ein mächtiger Brocken, den ich Rigot da zu schlucken gebe. Nehmen wir an, er schlucke ihn oder tue dergleichen. Sein nächster Gang wird zu Levelu sein. Also müssen Levelu, und ebensosehr auch Gregorianu, gewarnt werden. Ja?»

«Ja.»

«Ich darf Levelu nicht selber warnen, weil das auffallen muss. Noch weniger darf ich mich selber mit Gregorianu in Verbindung setzen. Wenn sie aber nicht gewarnt werden . . . nun, das würde doch Gregorianu nicht nur mir sehr übelnehmen, sondern . . . auch dir. Ja?»

Sichler lachte scharf. «Köpfchen, mein Lieber!»
«Also du gehst nach Paris? Wann? Ich kann Rigot nicht lange hinhalten.»

«Ich fahre morgen. Halte dich still, bis du von mir hörst.» Sichler übersah die Hand, die Wohlwend ihm zum Abschied reichte.

VI. KAPITEL

Philipp hatte sich nach der Unterredung mit Wohlwend in die Bank begeben. Er fand ein paar Briefe vor, darunter einen von Anne. Sie beklagte sich bitter darüber, dass er ihr kaum je schreibe, und wenn, dann nur wenige nichtssagende Zeilen. Wann er denn glaube, seine Angelegenheiten in Zürich wenigstens vorläufig geordnet zu haben? Und wann er nach New York zurückkehre?

Etwas beschämt setzte er sich ans Pult, um ihr gleich zu antworten. Er hatte kein Recht, Anne so zu behandeln. Sie verdiente es nicht, auch wenn Patricia immer etwas die Augenbrauen hochzog. Das tat sie, wenn jemand, und besonders ein Mädchen, nicht die Tonart und die Manieren ihrer ach so überlegenen und lebenskundigen Freunde übernahm. Aergerlich erinnerte er sich an den Vorfall, wo Anne zu ihrem Unglück in den soziologischen Jargon verfallen war, den sie am College gelernt hatte. Soziologie war ihr Hauptfach gewesen wie das so vieler anderer Mädchen, die eben ein Hauptfach wählen mussten. Dabei hatte der Umstand, dass der Soziologie-Professor ein junger, gut aussehender Mann war, eine Rolle gespielt, wie sie ihm lachend erzählt hatte. Die Gesellschaft bei Patricia — all diese jungen Männer, die sich mit wildem Ernst darüber stritten, ob Ezra Pound einen Dichterpreis verdient hätte, da er doch ein politischer Verräter sei; all die etwas überalterten Beaux, die nach wie vor, wenn auch nur der Gewohnheit und eines jetzt höchst unschuldigen Vergnügens halber, Patricia den Hof machten — nun, vor dieser ganzen Gesellschaft hatte sich Patricia unverhohlen über Anne lustig gemacht. Anne hatte sich glänzend benommen, dachte er. Sie war viel zu gescheit, Patricias Hohn nicht zu merken, und sie wäre zungenfertig genug gewesen, ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen. Aber dazu war sie viel zu höflich. Sie hatte sich nur verabschiedet, sobald es ihre Begriffe von dem, was guter Ton war, erlaubten. Und sie hatte es seither nach Möglichkeit vermieden, mit Patricia oder ihrem Kreis zusammenzukommen.

Philipp hatte an jenem Abend, als endlich der letzte Verehrer seiner Mutter ihr geckenhaft nach

«kontinentaler» Art die Hand geküsst hatte zum Abschied, Patricia zornige Vorhaltungen gemacht. Sie hatte sie etwas hilflos abgewehrt und ihn — wie sie es immer tat, wenn sie sich im Unrecht fühlte — mit einem Lächeln um Verzeihung gebeten, dessen Kindlichkeit genau auf den Grad ihres Schuldgefühls abgestimmt war . . .

«Es geht nicht um Verzeihung!» hatte er wütend erwidert. «Es geht darum, dass du dir endlich einmal klar wirst darüber, dass Anne meine Frau werden wird, und . . .»

Patricia war ehrlich entsetzt gewesen. «Aber ihr seid doch nicht verlobt!»

«Wir sind so gut wie verlobt!» Und so hatte er auch empfunden an jenem Abend — ja, er war versucht gewesen, noch gleichentags eine Verlobung zu erzwingen, wenn er nicht gefürchtet hätte, es möchte allzusehr danach aussehen, als ob er Patricias Affront gutmachen wollte.

Patricia versprach, sich zu bessern, und als sie Anne das nächste Mal traf, machte sie ihren Frieden mit ihr. Sie zog dabei die Augenbrauen nur fast unmerklich hoch.

Nein, er hatte kein Recht, Anne so zu vernachlässigen. Er schämte sich . . . und er würde ihr sogleich schreiben. Das Unglück war, dass Anne so sehr zu alldem gehörte, was er in New York zurückgelassen hatte. Und all das ernst zu nehmen war schwer — ebenso schwer, wie es gewesen war, die Arbeit bei Guinness & Co. ernstzunehmen, nachdem man jahrelang den Waffenrock getragen hatte. Die Aufgaben in der Bank mussten ernstgenommen werden, sie mussten durchdacht und durchgearbeitet werden, sie kosteten viel Anstrengung und waren oft verschlungen und verschachtelt . . . Wie einfach war demgegenüber der Krieg gewesen. Nicht nur, weil er nur Befehle auszuführen hatte, sondern auch, weil es eigentlich immer nur um die letzte, einfachste Frage ging: ob man heil zurückkehrte oder nicht . . .

Die Arbeit bei Guinness gelang ihm erst dann zu seiner und seiner Vorgesetzten Befriedigung, als er eines Tages entdeckte, dass sie betrieben werden konnte als eine Art von höherem Kinderspiel. Und wenn er es recht überlegte, musste er sich eigentlich sagen, dass Anne ihn darauf gebracht hatte — Anne, die es zu seiner Ueberraschung liebte, mit ihm Schach zu spielen, und die nicht ruhte, bis sie ihm die kunstvollen Eröffnungen und Abschlüsse, die sie so meisterhaft beherrschte, beigebracht hatte.

«Du nimmst das Spiel nicht ernst genug!» hatte sie ihm einmal vorgeworfen, als er einen besonders unüberlegten Zug gemacht hatte. «Wenn du das Spiel nicht ernst nimmst, dann darfst du gar nicht anfangen!»

Natürlich hatte sie recht. Anne war gescheit. Und er hatte sich redlich bemüht, das Spiel ernstzunehmen. Alle waren damit zufrieden — Anne ganz gewiss, und auch Guinness & Co. Zum Schluss war sogar er selber damit zufrieden. Und damals war auch zum erstenmal jenes Gefühl der Erwartung gekommen, das einen erhob über die Dinge und über sich selber: das Erlebnis (jetzt endlich fand er den Namen) einer spielerischen Meisterschaft. Nur — es war so schwer zu erreichen, nur an Sonntagsaugenblicken des Erlebens sozusagen. Am stärksten war es vielleicht doch gewesen, als er hergeflogen war — so stark, dass es vermocht hatte, die Angst um den Vater zu verdrängen. Freilich, für Bruchteile von Minuten nur . . . Denn die Furcht, ja das heimliche Wissen, dass er Vater nicht mehr am Leben treffen würde, dass er das Versäumte nie mehr würde nachholen können, war unendlich viel stärker gewesen.

Dem Grauen gegenüber, das ihn bei Janines Erzählung erfasst hatte, war das Spiel nicht genug. Sogar dann nicht, wenn man es zu Sonntagsaugenblicken der Meisterschaft brachte.

Aber er musste Anne schreiben. Mit Mühe brachte er ein paar Zeilen zustande, die vor allem das Versprechen enthielten, bald ausführlicher zu berichten.

VII. KAPITEL

Es dauerte fast eine Woche, bis Wohlwend von sich hören liess. Zum zweitenmal liess Philipp sich von dem Mädchen im Spitzenhäubchen den Hut abnehmen und stieg die altersbraune Holzterrasse empor zur Galerie, der einige alte Porträts und eine Barock-Konsole ein fast patrizisches Gepräge gaben. Auch die Bibliothek, in die er geführt wurde, war altväterisch-vornehm eingerichtet. Nur das Spitzenhäubchen war ein Missgriff, der den Emporkömmling verriet.

Der schwächliche Mann mit der Hornbrille begrüßte ihn mit nervösem Lächeln. «Verzeihen Sie bitte, lieber Herr Rigot, dass ich Sie so lange habe warten lassen. Aber in unserem Beruf . . . Es liess sich einfach nicht anders machen, als dass ich am Münchner Kongress teilnahm . . . Sie haben sicher davon gehört? Der Kongress für internationale Humanität? Ein rühmenswertes Unternehmen! Ich

bin unbescheiden genug zu denken, dass die Unterstützung, die die ‚Zeitstimme‘ dem Kongress geliehen hat, ihm zumindest in der Schweiz, sicher aber auch in Deutschland, zu grösserer Beachtung verholfen hat. Aber zur Sache.»

Er öffnete eine Mappe, die auf dem Schreibtisch bereitlag. «Ich habe die Akten des Hilfsvereins hervorsuchen lassen samt den Belegen, die sich auf die Ueberweisung durch Ihren Vater beziehen. Da ist auch eine Notiz, nach der ich die Frage mit ihrem Vater besprochen habe, bevor er dem Hilfsverein das Geld zustellte, und, ein paar Wochen später, nachdem ich das Geld nach Frankreich weitergeleitet hatte. Ich habe, wie ich mich übrigens auch selber jetzt erinnere, die ganze Angelegenheit in enger Zusammenarbeit mit Ihrem Vater behandelt. Ich kannte René Almond nicht, und wie Sie sich denken können, war ich nicht unbedingt erfreut über die Vermittlungsaufgabe, die mir da zufiel. Vermutlich hätte ich mich in ruhigeren Zeitläuften auch gar nicht darauf eingelassen; ja sogar damals hätte ich mich nicht damit befasst, wenn nicht Ihr Vater mir die Dringlichkeit der Sache vorgehalten hätte. Jedenfalls nahm ich das Geld entgegen unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass ich darüber nur mit der Einwilligung Ihres Vaters verfügen würde. Kurz darauf rief mich mein Genfer Vertrauensmann an — Michael Levelu, ein alter Freund, der mir häufig Vermittlungsdienste über die Grenze geleistet hatte. Er wusste, aus Frankreich, von der Ueberweisung! Und er bat mich, ihm das Geld sofort zur Verfügung zu stellen, damit er es nach Frankreich bringen könne. Trotzdem mein Vertrauen in Michael gross war, zögerte ich. Ich wollte wissen, wohin das Geld gehe, für das ich schliesslich mit meinem guten Namen haftete. Er kam selber nach Zürich und brachte mir den Brief eines Mannes, der in den Kreisen der Flüchtlingshilfe einen vortrefflichen Ruf hatte: Doublet. Doublet besitzt in der Nähe der Genfer Grenze, auf französischem Gebiet, ein Landgut und hat sich jahrelang in heldenhafter Weise für die Flüchtlinge und Widerstandskämpfer eingesetzt. Er ist ein wohlhabender Mann, und er erklärte sich für den ganzen Betrag haftbar. Nun — ich hatte kaum ein Recht, an Levelu, der seine Vertrauenswürdigkeit schon früher bewiesen hatte, zu zweifeln. Als ich gar den Brief von Doublet erhielt, der übrigens hier bei den Akten liegt, glaubte ich, nicht länger zögern zu dürfen. Im Einverständnis mit Ihrem Vater übergab ich Levelu den ganzen Betrag. Hier . . .»

(Fortsetzung folgt)